

(Nachdruck verboten.)

20]

Im Vaterhause.

Socialer Roman von Minna Kautsky.

Es war der junge Schlosser, die Tini kannte ihn, der eine kleine Erbschaft gemacht und sich etablieren wollte. Er spekulierte auf seine Tochter und verlangte eine kleine Mitgift. Der Mann ginge auf alles ein, dem war keine Bedingung zu hart, natürlich, er bezahlt das Geschäft mit dem Gelde des Schwiegervaters, mit seinem Gelde, der Schlaumeier, aber das wird er sich noch überlegen, so gern er auch das Mäd'el schon los wär.

's Geschäft verkaufen, 's Mäd'el verheiraten, beide werden nicht besser — aber beides an einen und denselben ist ungeschickt. Plötzlich hob er den Kopf und blickte gegen die Thür.

In dem ungewissen Licht sah er, daß sich dort etwas bewege, es war jemand hereingekommen.

Er warf den Hammer hin und ging ihm entgegen.

„Frau v. Witte,“ rief er erstaunt.

„Aber daß Sie sich auch da herunterbemühen, wegen dem Zins; wollen wir nicht lieber hinaufgehen? Uebrigens wenn Sie schon da sind, ich nehm' ihn auch hier.“

Frau Witte rang nach Atem und als sie ihm jetzt ihre Bitte vortrug, klopfte ihr Herz so heftig, daß sie kaum reden konnte.

„So, so,“ sagte er kurz und wiederholte „so, so.“

Er ließ merken, wie unangenehm ihm jede Unpünktlichkeit sei. Als sie aber mit ihrem sanften, flehenden Ton sagte: „Nur zwei Tage warten Sie, dann zahlen wir sicher,“ nahm er eine huldvolle Miene an.

Solange wollte er warten, und als sie mit den Augen ihm dankte, streckte er sich höher, in dem Gefühl, ein guter Kerl zu sein.

Mit einer alten Partei müsse man Nachsicht haben, und dann wisse man ja, wie es in Künstlerfamilien zugehe. Wo das Geld leicht verdient wird, da wird's auch leicht ausgegeben.

„Wir G'schäftsleut' haben's nicht so gut. Wir müssen uns plagen und haben nichts davon.“ Er begann zu jammern, wie er sich abradern müsse, erst in der Werkstatt, dann im Gemeinderat, er käme den ganzen Tag aus dem Schweiß nicht heraus; und wenn's noch was abwerfen thäte, aber auch das nicht einmal: „Hinschmeißen möchte man alles.“

Sie suchte ihn auf die Zeit zu verträsten, wenn der Emil zurückkäme. Wenn er ihm das Geschäft übergebe, werde er sich's erleichtern können.

Da fuhr der Alte auf, als hätte sie einen wunden Punkt berührt.

„Damit er auch nichts verdient,“ sagte er rauh. Dieser Hinweis auf Ueberlassung des Geschäfts an seinen Sohn, der mit so ruhiger Sicherheit ausgesprochen wurde, als könnte er nichts andres sein, erregte seinen Aerger und mehr noch sein Mißtrauen. Jenes Mißtrauen des Kleinbürgers, der es zu etwas gebracht und nun in jedem armen Teufel einen Spekulanten auf sein Vermögen wittert.

Das wär' ja sehr bequem, wenn das, was er in langen Jahren mühsam zusammengeschuftet, nun von andern Leuten lustig genossen würde. Der bloße Gedanke, daß die Wittes je an seinem Geld einen Anteil haben könnten, erregte ihn maßlos. Aber so hatte er nicht gewettet. Es hatte ihm Spaß gemacht, zu sehen, wie sein Stammvater so früh schon hinter einem hübschen Mädchen her war. Jetzt, wo der Emil als heiratsfähiger Mensch zurückkommt, wird's ernster. Die Wittes möchten ihn gleich mit dem Koken fangen. Er kriegt das Geschäft, sie rechnen schon drauf und die Gusti könnt' sich so schön ins Volle setzen. Das möchte ihnen passen, trotz aller Hochnasigkeit, aber ihm paßte es nicht. Seine brutalsten Instinkte waren wachgerufen, aber die vornehme, bescheidene Haltung dieser Frau, ihr blaßes Gesicht legten ihm eine gewisse Reserve auf. — Er wird die Sache mit größter Feinheit behandeln, er wird es ihr nur in der Blume sagen, — aber verekeln wird er's ihr ordentlich.

Nachdem er die Lehrbuben an die Bohrmaschine geschickt hatte, die andern abzulösen, begann er:

„Ja, meine liebe Frau v. Witte, das mit dem Geschäft übergeben is leicht gesagt, aber es heißt nix mehr, heututage.“

Was soll ich ihm denn übergeben? Den alten Blasbalg da, oder die Bohrmaschine und das andre Gerumpel? Oder die Kundschaft, die ich nicht hab? Wir Kleinmeister leben ja nur von der Reparatur, oder wenn uns eine große Firma gelegentlich was hinschmeißt, was sie selber nicht mag, weil nix dabei zu verdienen ist; wenn einer, wie ich, der das Handwerk im kleinen Fing'el hat, damit nix aufsteden kann, glauben Sie, daß der Emil dabei seine Rechnung find't. Keine Spur — der taugt ja gar nicht mehr dafür. Der Mensch hat immer in der Fabrik gearbeitet, unter ganz andern Verhältnissen, gar jetzt, wo er im Ausland war, glauben Sie, daß sich der in dem Kellerloch und mit dem ganzen G'frett da zurechtfind't? Das giebt's nicht. Der Emil muß sich eine kleine Fabrik einrichten können — so mit fünf, sechs Gehilfen — und einen ordentlichen Motor dazu — das geht heut noch — und dann muß er halt a brav's Madel heiraten, die a Geld hat.“

Frau Witte sah ihm fest in die Augen und entgegnete ruhig:

„Sie verweisen Ihren Sohn also auf diesen Weg?“

„Ich weiß keinen bessern.“

„Und wissen Sie auch, daß Emil damit einverstanden sein wird, seine Selbständigkeit um diesen Preis zu erkaufen?“

„Was soll er denn machen? Ohne Kapital kann man heututage nix anfangen, und als Kleinmeister geht er zu Grunde.“

Breitspurig und lächelnd stand er vor ihr, in dem Bewußtsein, eine unumstößliche Wahrheit gesagt zu haben.

„Uebrigens ist der Emil nicht so dumm, um das nicht zu begreifen, und eine reiche Frau ist doch nicht so was Bitteres, meine ich, daß man's nicht nehmen möcht', ich habe auch die Richtige schon in petto.“

Er glaubte zu bemerken, daß die Frau zusammenzuckte, und in seiner Weise wurde er noch charmanter.

„Sehen Sie, liebe Gnädige, bei den Künstlern kann's anders sein, das sind unpraktische Leut' — die machen eher a Dummheit, aber ein Geschäftsmann, das weiß ein jeder, der kann kein Mäd'el heiraten, die nix hat.“

Sie gab keine Antwort. Das reizte ihn und unwillkürlich verfiel er in einen erregten Ton.

„Die Leut' plauschen freilich von meinem Reichtum, aber da täuscht man sich sehr — woher soll'ts denn kommen — das möcht' ich wissen. Und bedenken Sie nur, meiner Tochter muß ich eine Mitgift geben und wenn es mir noch so schwer fällt, das muß sein, sonst bring' ich's nicht an, und das ist bei anständigen Leuten auch so der Brauch. — Aber die Tochter ausheiraten und dem Sohn mit meinem Geld einen größeren Betrieb einrichten, das ist mir zuviel, das kann ich nicht leisten, absolut nicht, dann ging ich betteln mit meiner Alten, und das kann niemand von mir verlangen.“

Elise hob den Kopf und sagte vornehm, wenn auch ihre Stimme ein bißchen bebte und eine blaße Röte in ihre Wangen stieg: „Niemand wird das von Ihnen verlangen, gewiß niemand.“

Sie nahm ihren Mantel zusammen und wendete sich zum Gehen.

„Mir scheint, die hat's verstanden,“ dachte Schönbrunner und wollte, nachdem er sein Ziel erreicht hatte, ein wenig einlenken, aber in seiner töppischen Roheit kam er immer tiefer hinein.

„Mit bö's sein, liebe Frau Witte, ich bitte, nicht vielleicht zu glauben, daß ich damit eine Anspielung — ich weiß ja nix und brauch' nix zu wissen . . . Der Emil hat mir nie etwas g'sagt und was ich so g'sehen hab' — haha, er war ein Bub, sozusagen, und sie ein Klein's Madel — und wenn die ineinander verliebt sind, das ist wie eine Kinderkrankheit — da laßt man dazu, wenn man gescheit is. Sie haben es wohl auch nicht ernst g'nommen, na natürlich nicht — aber wenn der Emil jetzt zurückkommt, da — da könnt' die G'schicht leicht ein andres G'sicht kriegen —“

„Herr Schönbrunner,“ unterbrach Frau Elise, „Ihre Voraussetzungen sind absurd und ich muß bitten,“ sie strebte der Thür zu, „mich damit zu verschonen.“

Er ging ihr nach und stellte sich vor die Thür.

„Ich sag' ja nix, ich mein' ja nur — es ist meine Pflicht, Ihnen da ein wenig — die Gustel ist ja ein lieber Kerl. —“

Münchener Jahresausstellung im Glaspalast 1904.

Sie ein lieber Kerl ist — Das liebe G'rieserl, das sie immer hat — mir g'fiel sie auch — und d'rum thät's mir leid — der Emil, der Sakrawalter, hat schon einige unglücklich g'macht — da heißt's halt a bisserl acht geben auf die beiden, damit nig passiert; haha, Sie verstehen mich schon."

Frau Witte zitterte am ganzen Körper, unfähig zu reden, während er in ein gemütlich sein sollendes Wiehern ausbrach.

"Genug," stieß sie endlich hervor.

Sie suchte die Klinke, aber die kleine Thür, die windschief in verrosteten Angeln hing, besaß keine solche.

Er stieß sie auf und sagte galant:

"Bitt' nur einen Augenblick sich zu gedulden, ich werde gleich leuchten, damit Sie nicht fallen. Und nichts für ungut, ein guter Rat am rechten Ort — hehe — nicht wahr —"

"Den möchte ich Ihnen zu teil werden lassen, Herr Schönbrunner, geben Sie auf Ihre eigne Tochter acht."

"Danke schön; aber meine Tini, die kennt sich aus — meine liebe Frau Witte, die weiß mehr als wie ich und Sie zusammen, da hat's keine Gefahr."

Er hatte ein Bündholz gefunden, das er an seiner Gose angerieben und nun leuchtete er mit freundlicher Weisung durch den finsternen Kellerraum zur Stiege hin, bis das Bündholz an seinen harten Fingern erlosch.

Die Mädchen warteten indes in banger Ungeduld auf die Rückkehr der Mutter.

Die Dämmerung begann der Nacht zu weichen und noch immer war sie nicht da.

Sie horchten auf den Wind, der an den Scheiben rüttelte und auf die ungeduldigen Schläge ihres eignen Herzens.

Die Mutter kam nicht, sie war fortgegangen.

"Bei dem kalten Wind; sie kann den Tod davon haben."

"Gusti rang die Hände. "Sie sucht die Wucherin auf."

"Nicht einmal zwei Tage Frist hat der Hausherr ihr zugestanden," klagte Luise, Thränen im Auge.

"Gusti antwortete nicht. Wenn noch eine leise Hoffnung auf den Emil in ihrem Herzen war, sie war vernichtet."

Sie sprachen nicht weiter, sie sahen hinaus in die zunehmende Dunkelheit, mit dem Gefühl völliger Rat- und Hilflosigkeit.

13. Kapitel.

Im Hause Schönbrunner herrschte eine schwüle Stimmung, es war wie bei einem Gewitter. Einer schlich um den andern herum, jeder hatte etwas am Herzen, jeder lauerte auf den günstigen Moment, es vorzutragen und war ungeduldig, weil er nicht kommen wollte.

Tini war besonders nervös.

Heute wollte sie es dem Vater sagen, sie konnte nicht länger warten.

"Du mußt auf die Bühne, je eher, je besser," hatte ihr Reich gesagt.

Er hatte ihr eine Empfehlung an den Direktor einer Vorstadttheater gegeben, sie solle sich damit vorstellen.

"Aber ehe Du in die Höhle des Löwen gehst, sieh Dich nach einer Waffe um," hatte er mahnend hinzugefügt.

Das heißt, nicht als armes Gajserl solle sie vor dem Direktor erscheinen, sondern als junge Dame aus guter Familie, die pekuniär unabhängig, nicht des Brotverdiens wegen zur Bühne gehe, sondern weil sie zu den Berufenen zähle. Es war gewiß ein guter Rat, aber wird er sich verwirklichen lassen?

Der Vater, der bei Tisch ihr gegenüber saß, sah heute unheimlich mürrisch aus; die Mutter hingegen hatte ein stilles, strahlendes Lächeln. Tini wußte es zu deuten. Hatte sie ihr doch zugeflüstert, daß der Schlossermeister Grubi diesen Vormittag um sie angehalten habe. Daß er eine Mitgift beanpruche und mehr verlangte, als der Vater ihr geben wolle, berrieten ihr wieder seine unwölkten Stirne. Darauf baute sie ihre Hoffnung, und noch auf etwas: der Dummkopf, der Grubi, hatte sich hinter die Frau Mutter gesteckt, um seine Sache zu fördern, und diese war selig über den Glauben, sie könne etwas bedeuten. Sie hätte schon wissen können, daß der Vater nie that, was sie wünschte. Was sie protegierte, dem setzte er sich justament entgegen.

Soeben hatte sie das Lob dieses Jünglings gesungen und Tini hatte mit Befriedigung die höhnische Grimasse bemerkt, die der Vater dazu gemacht.

Das konnte sie vor dem Schlosser retten; aber wird der Vater sich ihren Wünschen deshalb gefügiger zeigen?

Diesen zu erobern, für ihre Sache zu gewinnen, dünkte ihr so fürchtbar schwer, daß ihr immer wieder der Mut sank.

(Fortsetzung folgt.)

Von den 2200 Nummern der Ausstellung, die der Katalog aufzählt, kann man gut zwei Drittel streichen und man wird um keinen Deut ärmer sein. Wenn man die 74 Säle durchwandert, von denen 35 der Münchener Künstlergenossenschaft gehören, die sie entweder mit eignen Werken oder doch mit solchen versieht, die ihrer Zucht unterliegen, wird das Gefühl immer leerer immer brüderlicher und man ist schließlich auf einem Niveau angelangt, wo ein anständiges Mittelmaß höchlichst erfreut, da das Minderwertige so aufdringlich überwiegt. Schließlich ist man noch dankbar für diese angehäufte Masse. Denn so gelangt man schneller durch diesen Urwald von Bildern.

Die Dekoration der Säle ist nach alter Art, wie sie einstmal war, beibehalten. Ein wenig Auffrischung würde nicht schaden. Die Bilder hängen allerdings nicht allzu dicht auf und bei einander. Die Wandbekleidung, ein schmutziges Dunkelrot, ist den Bildern jedoch nicht günstig. Nur manchmal ist der Versuch gemacht, dieses Einerlei durch freundliche, vornehme Farben zu unterbrechen. Manchmal plätschert ein Brunnen und verbreitet Kühlung.

Einige Rohmöbel, sparsamst verteilt, bieten Gelegenheit zum Ausruhen. Einige Rundsofas, zu deren Verkleidung der türkische Teppich nicht reichte, sind schon ein Luxus. So hat man gleich von vornherein deutlich das Gefühl: Hier strengt sich niemand an, dem Publikum gastlich entgegenzukommen, seine Gunst zu gewinnen. Sie haben es nicht nötig. Man weiß, daß man hier alteingesessen ist und folglich keine Rücksichten zu nehmen braucht, Neuerungen einzuführen nicht nötig hat. Ein paar alte Gobelins hängen irgendwo an den Wänden. Nur vereinzelt bieten wenige Blattpflanzen dem Auge mit ihrem Grün Abwechslung. Viel Liebe merkt man also nicht. Alles trägt die Devise: es ist so, es war so und es wird so bleiben. Punktum.

Das Niveau der M. K. G. (Münchener Künstler-Genossenschaft) ist etwa das gleiche, wie es bei uns am Lehrter Bahnhof getroffen wird. Nur daß man nicht annähernd so viel in Patriotismus und Schlachtenbildern macht. Man lebt sich hier in Genreszenen, Anekdoten, rührseligen Anmerkungen aus. Die Gemütslichkeit bringt das so mit sich. Eines Bildes entsinne ich mich, das für die Art bezeichnend ist. Auf einem Haufen von Büchern sitzen zwei Affen und wühlen zwischen den Blättern. Der eine grinst vergnügt aus dem Bilde heraus. Dieses Bild betitelt sich: Wücherfreunde. Und jeder biedere Münchener hat seinen Spatz daran und schnunzelt: schau's die an! Die gemütliche Nonchalance dieser menschenähnlichen Tiere berührt ihn sympathisch.

Der Hauptwert solcher Bilder liegt nicht in dem Malerischen, sondern eigentlich nur in dem mehr oder minder spazigen Titel, mit dem der Maler sein Bild erklärt, ihm eine wichtige Note anhängt. Mit dem Vorherrischen dieser Genrelkunst hängt ein Vorteil zusammen, der sich ungewollt einstellt als Folge, der diese Ausstellung von der Berliner am Lehrter Bahnhof günstig unterscheidet. Es werden nicht diese großen Ausstellungskästen nach Quadratmeter-Ausdehnung gemalt, die bei uns in dem Ehrensaal oder doch dicht daneben paradien, mit Plottenbildern und Geschichtsillustrationen. Es giebt keinen Ehrensaal. Man merkt — schon das berührt angenehm — wenigstens kein schielendes Liebäugeln mit höfischen Tendenzen.

So geht man dem an Landschaften vorbei, die viel zu groß sind, als daß sie noch intim wirken könnten, die über die bloße, photographisch treue Wiedergabe nicht hinaus kommen. Dann kommen Porträts, die so gräßlich kalt und nüchtern wirken, daß einem gruselt und man meint, nicht Menschen zu sehen, sondern gespensterhaft zierige Puppen. Damen, deren Kontur so glatt aussieht wie ein Abziehbild. Blumen stehen daneben, in gleicher Delikatess gemalt. Und die Puppen drehen und wenden sich, zeigen sich in allen möglichen Posen, drapieren sich, möchten so gern verführerisch aussehn und wirken doch so niederschmetternd langweilig. Kurz, der ganze Vorrat an Möglichkeiten wird auch hier erschöpfend aufgeboten.

Mit Bildern dieser Art wurden 35 Säle gefüllt, an 1500 Stüd. Die wenigen nennenswerten Arbeiten dieser Genossenschaft hängen zusammen in einem abgelegenen Saal. Es dies die Namen Brothe-Düsseldorf (Landschaften aus der Eifel), Soldenhoff-Zürich, Paula Gigl-München (eine in silbernem Ton gehaltene Landschaft), Editha Beck-München, Waszary-Budapest, Johanna Merz-Birmiller-München, Eugenie Vandell (Nach der Arbeit), meist also Damen.

Der Saal, der einst immer Lenbach gehörte, ist angefüllt mit lila und weißen Blumen und grünen Blattpflanzen, in deren Mitte die Büste von Lenbach steht. Ein andrer Saal enthält Pastelle und Delbilder von ihm, worunter ein Bülow-Bild auffällt. Ein Hühnerbild ist um deswillen interessant, daß es gemeinsam mit einem andren Maler, mit J. V. Hofner, malte. Es zeigt schon all die Farben, die er später nur noch verfeinerte. München steht überhaupt unter dem Zeichen der Lenbach-Ausstellungen. Der hiesige Kunstverein veranstaltet wechselweise immer ganze Serien-Ausstellungen, die aufeinander folgen. Und im nächsten Jahr soll das ganze Lebenswerk Lenbachs noch einmal vereinigt werden. Nicht zum Besten des Malers. Wenige Charakte-

effische Beispiele wären besser. Sonst wird das Werk eines Lenbach leicht monoton.

Ein sehr schöner Leibl, „der Schauspieler“, entzückt durch die Breite und doch leichte, wie flockige Art, mit der die Farben hingeseht sind.

Gegen das Niveau der Münchener Künstlergenossenschaft hebt sich die Münchener Luitpold-Gruppe ein wenig ab. Man merkt das Gefühl für künstlerische Verantwortlichkeit, für Tradition. Die Technik ist eine gewähltere, ist sie gleich auch noch immer nicht gewählt. Doch hüten sie sich, so faulbidig groß zu sein, wie die Künstlergenossenschaft. 12 Säle nehmen die Mitglieder der Luitpold-Gruppe für sich in Anspruch. Moll, E. Liebermann, Birker, Joff sind die besten. Namentlich Joff fällt durch seine aparte und breite, ruhige Malweise auf.

Auch Düsseldorf, das sich diesen beiden Gruppen anschließt, überragt nicht durch eignes Streben. Es herrscht dort der gleiche Schlandrian. Erst in kürzester Zeit beginnt sich da wieder ein neues Leben in der Kunst zu regen, von dem man hier nicht viel merkt. Nur Jul. Jungheim erfreut durch eine gewisse Intimität seiner Farbgebung. Heupel-Siegen bemüht sich, in breitem Strich sich von der istseligen Kleinheit seiner Genossen zu befreien. Die „Chrysanthem“ Petersens sind zwar zu dunkel und zu schwer; die Blüten, weiß und lila, leuchten nicht recht. Doch ist das eine gute und ehrliche Arbeit. In „Schwere Arbeit“, „Abendsonne“, „Der alte Gärtner“ giebt Marx Stücke von überzeugender Innlichkeit; er bemüht sich, das Anekdotenhafte fernzuhalten und den farbigen Momenten nachzugehen.

Auf größere und einfachere Wirkungen spekuliert wieder der Verein Berliner Künstler. Bei dem Tiefstand der Leistungen freut man sich schon über die ehrlich frech hingepackten und aufdringlichen „Interieurs“ von Brandis. Bei dem „Königstiger und Pfau“ freut man sich dann über den, wenn auch äußerlichen, farbigen Glanz, mit dem das Grünblau des Pfauens- und das Gelb des Tigers kontrastiert sind. Doch wäre liebevollere, eingehendere Arbeit hier am Platze, und der Maler Kuhnert sollte sich nicht so sehr an der äußersten Oberfläche genügen lassen. Eine leichte Arbeit giebt Mieth in einer Interieurstudie einer Dorfkirche. Besser repräsentiert sich, wie das meist der Fall ist, Karlsruhe. Hier hat man ein Gefühl für malerische Werte. Die „Enten“ von Koester, denen man in jeder der großen Ausstellungen begegnet, sind zwar nicht mit allzu großer Liebe gearbeitet; manchmal macht sich der Künstler die Arbeit recht leicht. Doch zeigt sich bei ihm wenigstens ein Sinn für farbige Frische und Lebendigkeit. Der „Herbstabend“ von Nagel ist fein empfunden und gut in Farbe eingefügt, eine gründliche Arbeit. Die Künstler, die seiner Zeit aus der Berliner Seceßion austraten und mit dem Verein Berliner Künstler nicht mitgehen wollten, thaten sich zusammen und bilden die Vereinigten Klubs Berlin. Da noch andre Gruppen hinzukamen, ist das Verzeichnis der Namen sehr abwechslungsreich. Und auch das Niveau ist sehr verschieden, im allgemeinen gut und im ganzen wegen dieser Verschiedenheiten interessanter als die andren Gruppen. Die Farben schreien hier nicht so. Und die Künstler bemühen sich, das farbige Leben mit den Augen zu sehen, die ein moderner Mensch im Kopfe hat. Freilich giebt es ja dafür schon so viel Vorbilder, daß es nicht schwer fallen kann, bei einiger Intelligenz diesen Weg zu beschreiten. Schlichtings Art wird oberflächlich und roh, wenn er sich an große Bilder heran macht. Es reicht dazu nicht aus. Hans Kloth zeigt einen freien Blick für die zarten Schönheiten der Natur im Vorfrühling. Ein bunt betagtes Bild giebt Scharbina mit einer „Kirchweih in der Oberpfalz“, dessen kleines Format, in dem sich das Gewimmel drängt, gerade reizvoll wirkt. Hans Hermann giebt hier drei holländische Stimmungen, frischer als sonst, und es scheint, er will sich nicht mehr fortwährend selbst kopieren. Die Arbeiten von B. Hamacher zeigen immer einen eignen Charakter. Er liebt die Luft, die über dem Wasser liegt, die farbige eigentümliche Beleuchtung im Hafen. Er mischt die Farben in eigner Weise und bemüht sich immer wieder, diese Stimmung der wassergesättigten Luft zu erreichen. Kräftig dekorative Wirkungen erzielt Achtenhagen in seiner „Burg in Niddeggen“; der Gegenatz der grauen Burg gegen den grünen Hang ist sicher herausgebracht.

Den Genannten schließen sich Julie Wolffhorn, Kahser-Sieberg, Uth, Feldmann, Jenner-Behmer, Stassen, Liedtke gleichwertig an.

Die Vereinigung „St. Lukas“ in Amsterdam verwendet in charakteristischer Weise holländische Motive. Ihr Niveau ist ein gutes. Bremen fällt durch die Helligkeit seiner Farben („Morgensonne“, „Bauerngut“) auf, und Therese Schwarze durch ein feines, breit gemaltes Herrenporträt, dessen vornehme Farben (schwarz und braun) sehr gut zu einander gestimmt sind.

Der Glasgow-Group, die immer noch mit Vorliebe das Braun verwendet, dessen Vorherrschend in ihren Bildern sie bekannt machte, reißen sich die Edinburgher Künstler, die „Society of Scottish Artists“, mit weniger guten Arbeiten an.

Der eigne Charakter des schleswig-holsteinischen Landes, sein fettes Grün der Wiesen, die bunten Farben der häuerlichen Wohnungen giebt den einheimischen Künstlern in reicher Fülle Motive. Die Schleswig-Holsteinische Kunstgenossenschaft, die sich vor einigen Jahren bildete, ist bestrebt, diesen frischen, reichen Eindruck festzuhalten. Wir begegnen guten, strebsamen

Arbeiten, die in treuer Sachlichkeit ihr Ziel suchen. Leopold (Marzlandschaft), J. Alberts seine Stücke (Blühender Frühling, Sommertag, Blühende Hallig) zeugen berechtigt von der farbig frischen Landschaft, die mit Blüten wie bedeckt ist. Mit fester Hand stellt er das alles hin, die hellrot blühende Wiese, den lauter fließenden Bach, die kleine Holzbrücke, die hinüberführt, ein Bauernhaus seitlich mit breitem Giebel und über all dem der breite, freie Himmel, der alles umspannt. Es sind noch Arp, Feddersen, Kallmorgen, Nolde zu erwähnen.

Keinen erfreulichen Eindruck hinterläßt die Gruppe italienischer Künstler. Freilich trifft man wenigstens nicht mehr so häufig jene schrecklich bunten, italienischen Kostümstücke an. Segantini wirkt auf die nachfolgende Generation. Doch immer noch ist genug Oberflächliches, genug Grobes hier vertreten. Es heben sich heraus Ghini (Sonne auf dem Meer), Tommasi (Der Fluss), wo er über eine eigne Zartheit verfügt. G. Giardi bemüht sich, der Buntheit der Farben Zusammenhang in Luft und Licht zu geben („Sommer in Venedig“). Campriani giebt „Segelnäherinnen“, bei denen man an Liebermann denkt. Die Arbeiten von Argentero zeichnen sich durch kräftigen Schwung aus („Auf dem See“). Weich und geschmeidig ist Chiterin („Pastorale“, „Letzter Strahl“). Mariani, Pellizza, B. Giardi, Scattola vervollständigen die Auslese des Besseren. So hat man zum Schluß doch noch den Eindruck, daß diese Italiener befreit sind, malerisch weiter zu kommen, als man es bisher von ihnen annehmen mußte.

Einen klaren Eindruck macht die Stuttgarter Kunstgenossenschaft. Nur Wirsum („Parl“), Mohr („Herbst“) und Bauer („In der Werkstatt“, intime Wiedergabe einer sonnig durchleuchteten Dachstube) heben sich heraus. Ebenso steht es mit der Freien Vereinigung württembergischer Künstler. Hier ist der Kontrast noch auffallender. Diese wollen viel und verfallen dadurch in ein groteskes Verzerrtes von Außerlichkeiten. Auch ihre kolossalen Skulpturen reden die gleiche Sprache. Die grellen Malereien eines Otterstedt und die geradezu abschreckend rohen Porträts von Rasch sind bezeichnend. Marie Dittloff giebt einen guten Akt, und der Eichenwald von Starke ist eine tüchtige, ehrliche Arbeit.

Am geschlossensten wirken auf der ganzen Ausstellung die beiden Säle, die die „Scholle“ zusammenstellte. Hier ist kein ängstliches Schielen nach Vorbildern. Hier sind die meisten Zukunftsmöglichkeiten. Der junge Geist, der bis dahin nur extravagant sich gehärdete und kraftmeierisch, zeigt hier seine tüchtigen Qualitäten. Diese Maler können alle etwas. Und sie freuen sich der bunten Fülle der Erscheinungen, die sie ungebrosen und natürlich wiedergeben, überall ihr Gebiet malerisch zu vertiefen strebend. Man spürt sofort, diese süßen sich nicht ein, sondern sie dominieren, sie bilden einen eignen Kreis, von dem noch manche Anregungen ausgehen werden. Sie werden die Münchener Tradition fortplanzen. Dem Impressionismus der Berliner Seceßion stellen sie ein andres Streben gegenüber, das ein eigenkräftiges Gewächs aus Münchener Boden ist. Sie nehmen mit dieser malerischen Wabour, die ihnen eigen ist, die alte Ueberlieferung Münchens wieder auf, die unterbrochen war. Wisher gab es noch nicht eine Ausstellung dieser Vereinigung, die Künstler wie Feldbauer, Münzer, Püttner, Georgi, Erler, Erler-Samaden, Weise, Puz vereint, die soviel gute Sachen zeigte und das wirkliche Können und den Wert für die Zukunft so energisch und deutlich betont.

Der Münchener Aquarellistenverein zeigt viele gute Arbeiten. Itzner giebt ein erfreuliches Kinderbild. In Wielands „Mauhrost“ fällt die freie Wiedergabe des Schnees auf. Strahmanns „Flora“ bietet ein wundervolles Gewirr bunter Blumen auf grüner Wiese dar, die alle aufs sorgsamste ausgemalt sind. Von ihm giebt es auf der Ausstellung noch ein großes phantastisches Bild: Salome, das in gleicher Weise märchenhaft reichen Schmuck im einzelnen zeigt.

Die Arbeiten von Giese, Gellingroth und Köselig sind hier noch als tüchtig anzuschließen. Auch der Verein für Original-Radierung zu München bewährt wieder seinen guten Ruf. Eine weichtönige Landschaft von Wölferling, eine farbig sparsame und reizvolle Landschaft „Eral“ von Urike Wolter, eine kräftige Bildnisstudie von Schwarz. In dem Bund zeugnender Künstler in München zeichnen sich Koltz mit großen, phantastischen Entwürfen, Ubbelohde mit seinen Landschaften, Kreidolf mit Kinderbildern und Genbarth aus.

Der Vollständigkeit halber sei noch erwähnt, daß sich dem Angeführten, den Del- und Temperabildern, den Aquarellen, Pastellen, Gouachen, den verbielfältigenden Künsten eine Architektur-Ausstellung, die nichts Bedeutendes bietet, sowie eine Sammlung von Kopien angliedert. Das Kunstgewerbe fehlt ganz.

Die Plastik, die sonst noch hier vertreten ist, tritt in ihrer saden Kleinlichkeit ganz zurück gegen die umfangreiche Kollektivausstellung von Berlen Rud. Maisons. Diese zeigt das tüchtige, nie entgleisende Können des verstorbenen Bildhauers, der sich seiner Grenzen wohl bewußt war, der es fertig brachte, Denkmäler zu schaffen, die frei von hohlem Pathos waren und doch groß wirkten, weil sie sichtlich waren. —

Ernst Schur.

Kleines feuilleton.

k. Seltene Gerichtshöfe. unlängst wurde in England eine Gerichtsverhandlung unter höchst seltsamen Umständen abgehalten. Im Nold County Court fand eine Verhandlung vor Sir Horatio Lloyd statt. Da die Erörterungen sich hinzogen, die Beteiligten aber noch den Abendzug nach Chester erreichen wollten, wurde beschlossen, den Prozeß in der Bahn zu Ende zu führen. Um 5 Uhr wurde die Verhandlung geschlossen, der Richter und der Anwalt begaben sich nach der Bahn, ein Wagen erster Klasse wurde gemietet und der Prozeß nahm während der Fahrt seinen Fortgang. Während der ersten Hälfte des Weges hielt der Anwalt die Verteidigungsrede. Hinter der Station Hope Junction, auf der Mitte des Weges, erhielt der Ankläger das Wort. Der Urteilspruch wurde jedoch verlagert. So seltsam die Geschichte klingt, so hat sie doch, wie eine englische Zeitschrift schreibt, nicht einmal den Vorzug der Neuheit. Eine ähnliche Gerichtsverhandlung fand im Winter 1898 in Amerika statt. William Deatrid, der Besitzer einer Farm in der Nähe von Williamson, verklagte die Pennsylvania-Eisenbahn-Gesellschaft auf Schadenersatz für die unrechtmäßige Besitzergreifung seines Landes. In Williamson existierte aber kein so großes Gebäude, wie zur Aufnahme aller am Prozeß Beteiligter erforderlich war. Nach der Inspektion des Landes traf der Gerichtshof in einem Zuge zusammen, und hier wurden auch die Zeugen vernommen. Der Tag neigte sich, und da alle Anwesenden nicht nur wünschten, daß die Verhandlungen zu Ende kämen, sondern auch noch am selben Abend zu Hause sein wollten, beschloßen die Richter, die Rechtsanwalte ihre Verteidigungsreden während der Fahrt nach Chambersburg, wo die meisten wohnten, halten zu lassen. Sehr merkwürdig war auch die Verurteilung eines Mörders in der Methodistengemeinde zu New Jersey. Der Vorsitzende Gurmere verkündigte von der Kanzel herab, daß Samuel Shinn, der Mörder eines gewissen Thomas Applegate, zu achtzehnjähriger Zwangsarbeit im Staatsgefängnis verurteilt sei. Der englische Vizekanzler Chadwell fällt einmal ein Urteil, während er in der Themse schwam. Der damalige Herzog von New Castle ließ die Waldungen in Clumber in so ausgedehntem Maße fällen, daß sein Erbe, Lord Lincoln, sich zu gerichtlichen Einschreiten genötigt sah. Die Gerichtstermine hatten eben begonnen, aber Lincoln durfte, da die schlimmsten Verwüstungen immer weiter und sich griffen, keine Zeit verlieren. Sein Anwalt begab sich schleunigst zur Stadt und ließ noch während der Nacht die Urkunden ausstellen. Am nächsten Morgen bei Tagesgrauen war er in Barn Elms, dem Hause des Vizekanzlers. Als er hörte, daß dieser zum Schwimmen gegangen war, nahm er ein Boot, ruberte ihm nach und war nach wenigen Schlägen an seiner Seite. Der Anwalt trug seine Angelegenheit vor. Nachdem Chadwell die gerichtliche Einschreibung bewilligt hatte, setzte er seine Schwimmbübungen fort. —

Geographisches.

— Die Austrocknung des Schadssees. Der „Frankfurter Zeitung“ wird geschrieben: Die flacheren und abflusslosen afrikanischen Seen scheinen auf dem Aussterbe-Stad zu stehen. Der Stephaniesee im Süden Aethiopiens ist heute auf den dritten Teil des Umfangs zusammengeschrumpft, den er zur Zeit seiner Entdeckung, vor sechzehn Jahren, hatte. Der Schirwasee, östlich des Massa und Sambeji verbindenden Schire, den im April 1859 Livingstone aufgefunden hat, ist bis jetzt auf ein paar Lachen völlig verschwunden, und seine Inseln sind landfest geworden. Jetzt stellt sich heraus, daß auch der Schadssee, an dem afrikanische Besatzungen Deutschlands, Englands und Frankreichs zusammenstoßen, im Laufe eines Menschenalters überraschend viel an Fläche verloren hat und in seinen Umrissen ganz anders aussieht, als auf unsren Karten, wo der See die bekannte herzformige Gestalt zeigt. Der Schadssee, in den als größter Strom der Schari mündet, der aber keinen Abfluß hat, ist ein sehr flaches, je nach der Jahreszeit an Größe wechselndes Gewässer im Uebergangsgebiet von Sahara und Sudan. Denham, Barth und Nachtigal haben einzelne der Ufer berührt und Overtweg hat als erster die im Nordosten liegende Inselnschar besucht. Auf Grund der Beobachtungen dieser Forscher gab man dem See eine Ausdehnung von etwa 27 000 Quadratkilometer, zur Zeit des Hochwassers von 35, ja 40 und 50 000 Quadratkilometer. Heute ist er, wie die französischen Forschungen der letzten zwei Jahre ergeben haben, zur Hochwasserzeit, Oktober bis Januar, nur etwa 18 bis 20 000 Quadratkilometer groß, in der übrigen Jahreszeit aber höchstens 10 000 Quadratkilometer. Die Inseln des Nordostens verstanden immer mehr und wachsen andererseits infolge der Sand heranziehenden Wüstenwinde nach der offenen Fläche immer weiter hinaus, diese ständig beschneidend. Die Umrisse des zu allen Jahreszeiten offenen Wassers zeigen jetzt die Form eines Winkelsechsecks mit nach Südwesten gerichteter Spitze. Die beiden nach Nordnordwest und Ostnordost streichenden Schenkel sind je 140 Kilometer lang und 20 bis 40 Kilometer breit, und das Kamerun angrenzende Stück ist acht oder neun Monate im Jahre eine gegen 4000 Quadratkilometer große grasbedeckte Sumpfebene mit zahlreichen Tümpeln. Der Schrumpfungsprozeß hat namentlich in der letzten sechs Jahren rapide Fortschritte gemacht. Die Ursachen sind Verdunstung und Versickerung des Wassers in größerer Menge, als der dem See während und nach der Regenzeit vom Schari zugeführte Wasserüberschuß beträgt, so daß der See niemals wieder die Höhe

erreicht, wie in dem jeweilig vorangehenden Jahre. Die erwähnten, von Nordosten kommenden Wüstenwinde thun noch ein übriges. Vermutlich wird der Prozeß nicht eher zum Stillstand kommen, als bis in seinem Verlauf die Mengen des auf diese Weise verlorengehenden Wassers und des Zuschusses der Regenzeit einander gleich geworden sind. —

Physikalisches.

en. Der Ursprung des Donners ist gar nicht so einfach zu erklären, wie man wohl meint. Gewöhnlich stellt man sich das dem Blitz nachfolgende Geräusch vor als Schallwellen, die durch die plötzliche Zerreißung von Luftmassen gebildet werden. Eine solche Auffassung ist aber viel zu allgemein, wie jetzt Professor Trombridge in Experimenten gezeigt hat. Dieser Physiker war besonders zur Aufklärung einer derartigen Frage berufen, denn er hat in seinen Versuchen mit ungeheuren elektrischen Entladungen die Nachahmung des natürlichen Blitzes soweit getrieben, wie es vor ihm noch keinem Gelehrten im Laboratorium gelungen ist. Der wichtigste Satz, der sich aus seinen Beobachtungen ergibt, besagt, daß das starke Geräusch eines Blitzes im wesentlichen der Zerkleinerung von Wasserdampf zuzuschreiben ist. Ueberdies wird die Länge solcher Entladungen bedeutend beeinflusst durch den Feuchtigkeitsgehalt der Wolken. Der letztere Schluß erscheint freilich fast selbstverständlich, wurde aber durch die Experimente in einer Art bewiesen, die besondere Beachtung verlangt. Trombridge hatte sich jahrelang damit beschäftigt, das Spektrum des Wasserdampfes zu studieren. Nach vielen andren Versuchen beschloß er, das Spektrum zu erforschen, das durch mächtige elektrische Entladungen in einer mit Wasserdampf gesättigten Atmosphäre entsteht. Zur Erzeugung seiner künstlichen Blitze benutzte Trombridge eine Accumulatoren-Batterie von 20 000 Zellen, deren Strom er in große Glaskondensatoren leitete. Die sonst noch notwendigen Apparate mußten zu diesem Zwecke neu erfunden werden, um den außerordentlichen Anforderungen zu genügen. Zunächst dachte er daran, das Spektrum des Wasserdampfes dadurch der Beobachtung zugänglich zu machen, daß er elektrische Funken von einer Wasserfläche zu einer andren überspringen ließ. Die Ausführung dieser Absicht erwies sich aber als unmöglich, da sich zwischen Flüssigkeiten keine elektrischen Funken bilden wollten, und zwar aus denselben Gründen, weshalb auch der natürliche Blitz selten eine Wasserfläche trifft. Der Gelehrte sättigte nun zwei Holzstücke mit destilliertem Wasser und hüllte sie in Watte ein, die gleichfalls mit soviel Wasser befeuchtet war, als sie halten wollte. Wenn diese beiden Gegenstände an den Enden eines Stromkreises angebracht und etwa vier Zoll von einander entfernt belassen wurden, so entwickelte sich zwischen ihnen ein Strom von außerordentlich hellen Funken. Das Geräusch dieser Entladungen war so bedeutend, daß sich der Forscher die Ohren verstopfen und außerdem noch ein dickes Tuch um den Kopf binden mußte, um es überhaupt auszubalten. Die Entstehung des donnergleichen Getöses führte Trombridge zurück auf die Explosion von Wasserstoff- und Sauerstoffgasen, die durch die Zerkleinerung des Wasserdampfes gebildet werden. Auf Grund dieser Annahme wird es durchaus wahrscheinlich, daß die Stärke des natürlichen Donners in gleicher Weise durch die Anwesenheit der starken Feuchtigkeit in den Wolken gewaltig verstärkt wird. Die Photographien, die Trombridge von seinen künstlichen Blitzen aufgenommen hat, machen einen ganz merkwürdigen Eindruck und erinnern, wie er selbst sagt, an einen leuchtenden Wasserfall. Man sieht nicht einzelne Funkenlinien wie bei den gewöhnlichen Funkenentladungen, sondern eine dicke Masse, die einer ganz aus Elektrizität bestehenden Wolke gleicht. Das Spektrum dieser künstlichen Blitze muß ganz dem der natürlichen entsprechen, wenn letztere in einer Entfernung von etwa 1 1/2 Kilometer beobachtet werden und zwischen sehr dichten Wolken überspringen. —

Humoristisches.

— Die Kunst, italienisch zu reden. Ein Mitarbeiter der „Wiener Reichswehr“ giebt einige militärisch-historische Anekdoten aus vergangener Zeit zum Besten. Er erzählt u. a.: Folgendes Geschichtchen ist, wenn vielleicht nicht wahr, so doch gut erfunden. Wiener Freiwillige kamen 1848 in ein ganz italienisches Städtchen in die Quartiere. Ein Zugführer, der sich unter den mit der Eisenbahn angekommenen Quartiermachern befand, setzte sich mit einigen Kameraden in das kleine Wirtshaus, der Wirt eilte geschäftig herbei:

„Comanda signore?“ („Was befehlen die Herren?“)
 „Ja, mir san auf Kommando da.“ nickte der Zugführer.
 „Comanda del vino?“ („Befehlen Sie Wein?“) fragte weiter der Wirt.
 „Nichtig! 's Kommando san Wiener.“
 „Ancho pane?“ („Auch Brot?“)
 „Ja, mir san mit der Bahn gekommen.“
 „Ancho rosto?“ („Auch Braten?“)
 „Rasttag ist heut a,“ entgegnete der Zugführer, „aber jetzt schaut's zubi da, daß mer was zu kieseln kriegt.“
 „Subito, subito!“ („Sleich, gleich!“) bemerkte der geschäftige Wirt, und bald stand vor den Wienern eine Schüssel mit Braten, Brot und Wein.
 „Schaut's, schaut's!“ bemerkte der Zugführer, „mit die Kachelmacher (ein altwienerisches Spottwort zur Bezeichnung der Italiener) kann man sich ja ganz gut verständigen.“ —